

Der große, strahlende Abendstern  
Glänzt über sie Nachts in der Kühle,  
Er blickt auch zu mir, wie schau' ich ihn gern  
Vom naßgeweinten Pfühle!

Wohl harrt auch ihr Kind mein, lauschend im Thor,  
Die Händchen voller Rosen;  
Da bleib' ich steh'n, da läuft es hervor,  
Da kann ich ihr Töchterchen kosen!

Das ist der Mutter Auge und Gruß!  
Ihr Umschlingen, fest, wie der Winde;  
Das ist der Mutter Lippe und Kuß!  
Ihr Herz zu mir — in dem Kinde!

Weit offen steht mir das Land! und die See! —  
Was ist, wo ich Sie nicht sähe!  
Sind Zweie getrennt, und leiden sie Weh,  
Da sey es, zum Trost, in der Nähe!

### Das Bett Nr. 11 im Hospital von Santa Cruz.

(Fortsetzung.)

2.

Die Abenteurer an der Pforte hatten nicht den jungen Mann gesehen, der wohl so lange als sie da draußen gestanden, um ihr Gespräch zu belauschen, und der mit den Geheimnissen des Eingangs vertrauter als Jene, den stürmischen Platz mit dem Hausflur des Vordergebäudes vertauscht hatte, als er die Absicht der Beiden vollkommen durchschaut.

Der blasse, junge Mensch mit dem geistreichen, düstern Gesicht trat leise an eine Glashür, durch die ein matter Lichtglanz in den Flur drang. Ein hochgebauter, ältlicher Herr ging im Zimmer auf und ab. Auf seiner hohen Stirn lag die Ruhe und der Ernst der Wissenschaft, aber in der Tiefe seiner Augen loderte eine Feuerseele, und wenn er sie, wie oft geschah, nach oben richtete, und die Lippen bewegte, so war es zweifelhaft, ob er bete oder nach Ausdrücken sinne, die einen begeisterten, noch dunkel in der Seele rollenden Gedanken in's Hörbare übersetzen sollten.

„Herr Alfonso Pereira dichtet,“ flüsterte vor sich der Jüngling an der Thür. „Der edle Mann; wenn er einen ganzen, langen Tag in einer Welt sich bewegt, die das Elend in tausend Gestalten bietet, wenn er vom Morgengrauen bis in die Nacht unter Siechhaften aller Art als rettender Engel herumgewandelt, so träumt er sich in den Mußestunden seiner Abende in eine göttliche Welt voller Ideale, da begeistert er sich und haucht seine Gefühle in schöne Verse aus. Und es scheint mir, daß

der dunkle Abend und die stille Nacht die segensreichste Zeit für den Dichter sey. Im Geräusch des Tages zerfliehen die Genien, die des Dichters Stirn umgaukeln; im Glanz des Sonnenlichtes leuchten nicht die Funken, die im Dunkel um den Dichter tanzen, wie Lampyriden um die Nachtwiole. Ach, der Dichter ist glücklicher als der Maler, der nicht den Zauberpinsel der Fata Morgana hat. Der Dichter malt Geister mit geistigen Farben; er taucht seinen Stylos in des Himmels Blau, in der Sonne Gold, in der Aurora Purpur, in der Wälder Grün, und wir Maler, wir kneten und reiben erdige Stoffe, womit wir doch bei aller Kunst nur Körper massen können, und wir haben eine Meisterin, die wir kopiren müssen, und doch nimmer, nimmer erreichen, das ist die Natur. Und haben wir ein Mal etwas gepinselt, durch dessen körperliche Farben einiges Geistige schimmert, so erkennen die Kunstkenner an, die Leute von Fach, welche die Linien nachmessen, die Perspective prüfen, die Symmetria, die Licht- und Schattenvertheilung, die Gruppierung und Drappirung bekritlein, aber die Ungelehrten, die Leute, welche nichts über Kunst gelesen haben, bewundern eine frappante Sudelei, eine grelle Frage mehr, als ein Meisterwerk, dessen Vorzüge studirt seyn wollen. Da ist es anders bei den Dichtern. Ihre Werke verbleichen nicht wie die unsern; sie leben immerdar, und oft glänzen sie erst recht, wenn Jahrhunderte vorüber sind. Und werden sie zwar ebenfalls zunächst von den Gebildeten gewürdigt und ächt künstlerisch durchgenossen, so werden sie doch auch nicht selten ein Eigenthum des Volkes, ein Nationalschatz, der mit und ohne Reim sich fortpflanzt ohne Schrift, weil er in die Herzen geschrieben ist. In einem alten Griechenkriege gab man einst den Gefangenen die Freiheit, welche Stellen aus Homeros mit rührenden Gesten recitirten; das halte ich für ein größeres Wunder, als die Thier-scenen bei den Feierklängen des Orpheus und die Vögel, welche an der Leinwand des Parrhasios pickten.“

Der Maler — denn ein solcher war der junge Mann — schwieg und beobachtete fortwährend den poetischen Oberarzt des Hospitals, welcher abwechselnd schrieb und sinnend auf- und abschrift. „Welche Ruhe,“ fuhr er dann fort, „welches Versunkenseyn in die Innenwelt. Draußen heulen die Winde, rasseln die Regenschauer, rollen die Donner; der Dichter merkt das nicht; er lebt in einem Eden, woselbst ein ewiger Frühling herrscht, der zu Wiederbelebung seiner Reize, zur Erfrischung seiner Gebilde keineswegs Ungewitters bedarf. Und bemerkt er auch den Kampf der Elemente, er beachtet ihn nicht; er versteckt sich nicht in's Bett, er läuft